

felds in der Anfangsphase der Volksrepublik ausleuchten.⁴ Eine umfassende Würdigung des Forschungsertrags des Jüdischen Historischen Instituts in Warschau bleibt freilich bis heute ein Desiderat und kann von einer vergleichenden Studie nicht erwartet werden.⁵

Insgesamt leistet J. einen wichtigen Beitrag zur Historisierung dessen, wofür sich seit einigen Jahren der Terminus „Holocaustforschung“ eingebürgert hat. Manche unbegründete Annahmen und Mutmaßungen erfahren somit zugleich eine Korrektur. Die Darstellung würdigt überdies erstmals die Arbeit der Jüdischen Historischen Kommissionen und ihrer Mitglieder auf hinreichend breiter Quellenbasis, wodurch ein Vergleich erst möglich wird. Was nun noch bleibt, ist die Aufgabe, die von ihnen oft mühevoll geretteten und bewahrten Dokumente in den Forschungsdiskurs einzubeziehen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

⁴ Siehe u.a. ZOFIA WÓYCICKA: *Przerwana zaloba. Polskie spory wokół pamięci nazistowskich obozów koncentracyjnych i zagłady 1944-1950*, Warszawa 2009; engl. Fassung: *Arrested Mourning. Memory of the Nazi Camps in Poland, 1944-1950*, Frankfurt a.M. 2013; JONATHAN HUENER: *Auschwitz, Poland and the Politics of Commemoration, 1945-1979*, Athens/OH 2003; KLAUS-PETER FRIEDRICH: *Der nationalsozialistische Judenmord in polnischen Augen: Einstellungen in der polnischen Presse 1942-1946/47*, phil. Diss., Köln 2003; DERS.: *Frühe Bestrebungen zu einer „Katholisierung“ des ehemaligen NS-Lagers Auschwitz*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung* 54 (2005), S. 217-243; DERS.: *Der Rückblick auf den NS-Judenmord und die Reaktion auf antijüdische Unruhen im Krakauer Wochenblatt Tygodnik Powszechny (1945-1952)*, in: MICHA BRUMLIK, KAROL SAUERLAND (Hrsg.): *Umdeuten, verschweigen, erinnern. Die späte Aufarbeitung des Holocaust in Osteuropa*, Frankfurt a.M. 2010, S. 125-161.

⁵ Zur Historiografie in der Volksrepublik siehe TADEUSZ PAWEŁ RUTKOWSKI: *Nauki historyczne w Polsce 1944-1970. Zagadnienia polityczne i organizacyjne [Historische Wissenschaften in Polen 1944-1970. Politische und organisatorische Fragen]*, Warszawa 2007.

Krisztina Fehérváry: *Politics in Color and Concrete*. *Socialist Materialities and the Middle Class in Hungary*. Indiana Univ. Press. Bloomington – Indianapolis 2013. XV, 288 S., Ill. ISBN 978-0-253-00994-4. (\$ 25,60.)

Krisztina Fehérváry geht in ihrer Studie der Frage nach Transformationen und ihrer Bedeutung in der materiellen Welt der ungarischen Mittelschicht in der postkommunistischen Periode nach. Anhand von Interviews und diversen publizierten Quellen analysiert sie unterschiedliche Facetten der Alltagsästhetik im Raum der Industriestadt Dunaújváros und blickt dabei bis zu ihrer Entstehungszeit in den frühen 1950er Jahren zurück. Die Untersuchungsperiode erstreckt sich bis zum Jahr 2000. Dabei konzentriert sie sich auf die Wohnkultur, analysiert diese aus der Perspektive sowohl der Stadtplanung und Hausarchitektur als auch der Wohnraumgestaltung und untersucht eingesetzte Stoffe und Farben, um so die mentale und identitätsstiftende Veränderung innerhalb der ungarischen Mittelschicht nachzuzeichnen und zu definieren. Gerade dieser anthropologische Ansatz, einen Teil der Gesellschaft durch den Blick auf ihre Materialität im privaten Raum zu beschreiben, stellt ein Novum in der bisherigen Osteuropaforschung dar. Im Mittelpunkt dieser Studie stehen nämlich nicht die Konsumprodukte und ihre statusstiftende Rolle, sondern die Verbraucher mit ihren sozialen und konsumorientierten Vorstellungen und Erwartungen sowie den daraus resultierenden materiellen und mentalen Konsequenzen.

Den Untersuchungsraum bildet Dunaújváros. Entstanden 1951 als „Stalinstadt“ (Sztálinváros) mit dem Anspruch, einen neuen Menschen zu gestalten, und lange Zeit von den Bewohnern als die „hässlichste Stadt Ungarns“ (S. 2) angesehen, bietet diese Stadt beste Möglichkeiten, das Wechselverhältnis zwischen der Politik und der materiellen Kultur und deren zahlreichen Bedeutungen und Interpretationen hinsichtlich ihrer Qualität als Lebens-

raum unter die Lupe zu nehmen. Die Autorin stellt die These auf, dass die moralischen, symbolischen und ökonomischen Bemühungen der ungarischen Mittelschicht für ein „normales“ und „respektvolles“ Leben in der Nachwendezeit aus dem robusten Alltag und der politisch geladenen Erfahrung des Staatssozialismus resultierten (S. 2).

Den Ausgangspunkt der Studie bildet eine Analyse der Debatten um die Normalisierung bzw. um den Begriff „normal“ in der Transformationszeit Ungarns nach 1989. Durch diese Analyse wird ein geografischer, zugleich aber auch identitätsstiftender Bezug zwischen dem Ostblock und dem „normalen“ Europa veranschaulicht. Als „normal“ und zugleich „zivilisiert“ galt demnach der Lebensstil im westlichen Europa sowie in den USA, der mit materiellen Vorstellungen vom „guten Leben“ insbesondere im Konsumbereich in Verbindung gebracht wurde. Aus dieser Perspektive betrachtet, wurde der Alltag im kommunistischen Ungarn weitgehend als „anormal“ bezeichnet, und somit gehörte die Vernichtung von sozialistischer Materialität im öffentlichen und privaten Raum nach 1989 zu dem umfassenden Versuch, eine neue kollektive und individuelle Identität der Mittelschicht zu etablieren (S. 39). Die neue Mittelschicht Ungarns rekrutierte sich laut F. nun aus den „sozialistischen mittleren Schichten“, die jedoch nicht durch die Klassenzugehörigkeit, sondern durch eine bestimmte Vorstellung von gutem, modernem und bequemem Leben verbunden war und sich oft durch ihre Materialität definierte. Wie F. zeigt, ist die Etablierung dieses Konzeptes eine Quintessenz der vorkommunistischen bürgerlichen Werte, der in der kommunistischen Zeit erweckten Vorstellungen und Erwartungen sowie der postkommunistischen Rhetorik.

Um die Vorstellung von dem, was nach 1989 als „normal“ bezeichnet wurde, zu veranschaulichen, zeichnet die Autorin in den nachfolgenden Kapiteln 2-5 fünf unterschiedliche ästhetische Richtungen nach, von ihr „aesthetic regimes“ genannt. Sie unterstreicht dabei, dass keine der Richtungen eine andere gänzlich ersetzte, sondern dass sich diese komplementierten oder gleichzeitig existierten. Demnach visualisierte der sozialistische Realismus der frühen 1950er Jahre die Bestrebungen des Staates, eine der bürgerlichen Gesellschaft widersprechende neue Gesellschaft zu formen. In der materiellen Kultur basierte diese Ästhetik jedoch auf neoklassischen Formen und soliden Materialien (z.B. Holz und Keramik), die sich noch an bürgerlichen Qualitätsmaßstäben orientierten. Im Zuge der Verurteilung des Stalinismus nach 1956 setzte die nachfolgende Ära János Kádárs demgegenüber auf Modernisierung durch Konsum und Materialität. Die propagierte Modernität war demnach nicht als Lebensform oder Norm zu verstehen, sondern als Wohlstandsvisualisierung durch eine Vielfalt von persönlich gestalteten, meist geometrischen und klaren Formen. Diese waren zwar von westlichen Entwicklungen inspiriert, sollten jedoch die sozialistische Gesellschaft als modern und fortgeschritten zur Schau stellen. Nun erweckte diese politisch projizierte Utopie in der Gesellschaft Konsumvorstellungen und materielle Aspirationen, die jedoch aufgrund ökonomischer Engpässe nicht realisiert werden konnten. Anstatt moderner Konsumprodukte sowie gemütlicher und individualisierter Wohnräume der „Socialist Modern“ stellte der Staat kleine, uniformierte Plattenbauwohnungen aus kaltem Beton mit minderwertiger und monotoner *No name*-Ausstattung zur Verfügung, die F. „Socialist Generic“ nennt.

Durch die Diskrepanz zwischen den politischen Prämissen und der alltäglichen Realität sowie aufgrund der allgemeinen Politisierung und Bürokratisierung entwickelte sich eine „hybride Form“ der Konsumpraxen (S. 80) mit einer zweiten Nischenökonomie, die meist auf Selbstverwirklichung basierte und danach strebte, private Wohnräume zu personalisieren. Wie die Autorin aufzeigt, beruhte der Unterschied zwischen „Socialist Modern“ und „Socialist Generic“ besonders stark auf deren Bewertung: Die Konsumgüter staatlicher Herstellung wurden durch ihre Qualität meist als minderwertig abgestempelt und die gesamte zwiespältige (Konsum)-Situation als „anormal“ empfunden. Als Konsequenz entstand daraus durch den Wunsch, sich der staatlichen, unpersönlichen Wohnmaterialität entgegenzusetzen, das sog. „Organicist Modern“. Diese ästhetische Richtung baute auf Gegensätzen zum „modernen Sozialismus“ auf und wandte sich dementsprechend organi-

schen und zum Teil auch von Folklore inspirierten Stoffen sowie natürlichen Farben zu. Den uniformen Plattenbauwohnungen aus Beton in der Stadt wurden auf dem Land kleine Datschas aus Holz gegenübergestellt, die das Regime bereits weitgehend erlaubte.

Diese selbstentwickelte neue Form der materiellen Wohnkultur, die aufgrund des Lavierens zwischen den politisch gesteuerten Vorstellungen und der wirtschaftsbedingten Alltagssituation entstand, resultierte letztendlich in der ästhetischen Vorstellung der Mittelschicht nach 1989, von F. „Super-Natur Organicism“ genannt. Die Diskrepanz zwischen dem Utopischen und dem Realen, zwischen der Vorstellung von Normalem und Nicht-Zivilisiertem sowie dem Östlichen und Westlichen bildete eine neue Identität der Mittelschicht, die in ihrer neuen Materialität nach 1989 Ansprüche auf einen europäischen, als normal empfundenen Standard ausdrückte: Der Individualismus der neu gebauten Familienhäuser, die als privates Eigentum in den Datschas ihren Ursprung hatten, sollte den kollektiven, kleinen und unbequemen Plattenbauwohnungen widersprechen.

Insgesamt liefert die Autorin anhand einer vielfältigen Analyse der Wohnkultur im Kontext politischer Debatten, alltäglicher Praxen und wirtschaftlicher Komponenten eine interessante Darstellung der Sehnsüchte und Aspirationen, aber auch der Selbstwahrnehmung und Bestrebungen der ungarischen Mittelschicht in der neu entstandenen Demokratie. Durch den großzügig angelegten Untersuchungszeitraum und einen spezifisch politischen Raum, den die Stadt Dunaújváros darstellt, bietet F. aufschlussreiche Einblicke in das Leben der ungarischen Mittelschicht im Kontext der politischen Evolution des sozialistischen Staates und der postkommunistischen Transformation.

München

Anna Pelka

Stanislav Balík, Jiří Hanuš: Das Zweite Vatikanische Konzil und die böhmischen Länder. Schoeningh. Paderborn 2014. 277 S., Ill. ISBN 978-3-506-77796-6. (€ 36,90.)

Das von 1962 bis 1965 abgehaltene Zweite Vatikanische Konzil stellt den zentralen Einschnitt in der jüngeren Geschichte der katholischen Kirche dar. Es führte zu einer Neubewertung des Verhältnisses zu anderen Religionsgemeinschaften, vor allem aber zu einer Neupositionierung der Kirche gegenüber der modernen Gesellschaft des 20. Jh. Bis in die Gegenwart hinein nehmen zahlreiche innerkirchliche Debatten Bezug auf die Entscheidungen des Zweiten Vatikanum. Jenseits des weltumspannenden Anspruchs der katholischen Kirche stellte sich schon früh die Frage, wie die Ergebnisse des Konzils in den einzelnen Ländern mit ihren jeweiligen historischen Entwicklungen sowie ihren politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen rezipiert und umgesetzt wurden. Ein facettenreiches, aber bisher nur unzureichend analysiertes Beispiel stellt dabei das heutige Tschechien dar. Neben dem historisch bedingten komplexen Verhältnis zwischen der tschechischen Gesellschaft und der katholischen Kirche beeinflusste insbesondere die kirchenfeindlich ausgerichtete kommunistische Herrschaft in der Tschechoslowakei die Konzilsrezeption. Umgekehrt fielen das Konzil sowie die ersten Jahre danach in die Phase des sogenannten „Vorfrühlings“, also den durch Liberalisierungsschritte gekennzeichneten Zeitraum vor dem Prager Frühling 1968.

Mit Stanislav Balík und Jiří Hanuš haben sich nun zwei ausgewiesene Experten der tschechischen Kirchengeschichte des 20. Jh. diesem Thema gewidmet. In ihrer nun vorliegenden Studie heben sie gleich zu Beginn hervor, dass das Thema aufgrund der spezifischen historischen Konstellation nicht allein aus kirchengeschichtlicher Perspektive von Interesse ist, sondern zugleich auch vielfältige Bezüge zu allgemeinen sozial- und kulturgeschichtlichen Entwicklungen in den böhmischen Ländern bestehen. Auch wenn dies nicht in allen Kapiteln des Buches explizit gemacht wird, finden sich hierfür doch zahlreiche Ansatzpunkte.

Im Eingangskapitel skizziert Hanuš zunächst, welche Einflüsse die katholische Kirche in der Tschechoslowakei in der Zeit des Konzils prägten. Anders als meist üblich beschreibt er die Konstellation nicht aus der Perspektive des Staates und dessen kirchenpoli-